

MANFRED BOMM

Eine Minute nach zwölf

ROMAN

GMEINER





MANFRED BOMM

Eine Minute nach zwölf

ROMAN

GMEINER



Manfred Bomm

Eine Minute nach zwölf

Roman



IMPRESSUM

Personen und Handlung sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen

sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Immer informiert
Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag
Instagram: @gmeinerverlag
Twitter: @GmeinerVerlag
Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2022 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchart
Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter der Verwendung des Fotos von: © Addictive Stock / Photocase
ISBN 978-3-8392-7202-2

VORWORT

Gewidmet allen, die sich nicht nur aus ideologischen Gründen, sondern aus tiefster Überzeugung für die Bewahrung der Schöpfung einsetzen, die viel zu komplex ist, als dass man sich nur auf einen einzigen Aspekt beschränken darf.

Denn wo lediglich Profit gesehen, wertvolles Ackerland zerstört, die lebenswichtige Atemluft verpestet und das kostbare Wasser missachtet wird, droht die Natur, deren Bestandteil wir alle sind, vernichtet zu werden. Wer nicht wahrhaben will, dass die Menschen auf diesem Planeten eine »Welten- und Schicksalsgemeinschaft« sind, in der niemand das Recht hat, anderen die Lebensgrundlage zu entziehen, wird weiter Hass und Unfrieden schüren.

Ohne den Glauben an eine übergeordnete Macht, die das wunderbare Zusammenspiel in der Natur hervorgebracht hat, in der alles miteinander verwoben ist, droht unser einzigartiger blauer Planet früher oder später seine Lebensgrundlagen zu verlieren.

Und niemand kann sagen, er wisse es nicht.

Prophetische Stimmen hat es zu allen Zeiten gegeben. Doch die Menschen tun sich schwer damit, zwischen ernsthaften Argumenten und egoistischem Denken zu unterscheiden.

Also zwischen echten und falschen Propheten.

Mag manches auch rätselhaft erscheinen, so sollten wir stets kritisch prüfen, wem wir Glauben schenken wollen, wohl wissend, dass die Wahrheit bisweilen unangenehm sein kann.

Und dass manche Propheten eben Rätsel aufgeben.

1

Das alte Bauernhaus war ideal: Seit Jahren unbewohnt und abseits des kleinen Dorfes gelegen, interessierte sich niemand um diese dahinsiechende Immobilie. Von hier aus erstreckten sich Wiesen und Äcker weit in die Hochfläche der Schwäbischen Alb hinaus. Es waren jene Felder, die einst zu dem landwirtschaftlichen Anwesen gehört hatten. Wind und Wetter waren schuld daran, dass die Natur an dem Gebäude unablässig nagte. Verrostete, halb abgefallene Scharniere ließen den vermoderten Holztüren am Stallanbau keine Bewegungsfreiheit. Vielleicht war es ein kräftiger Sturm gewesen, der eine davon zuletzt sperrangelweit aufgerissen hatte. Drinnen zeugten allerlei Hinterlassenschaften - darunter Getränkedosen, zerfetzte Pizzaschachteln und zerschlagene Wodkaflaschen - davon, dass hier erst jüngst jemand gehaust hatte. Aber in dieser Einöde, außer Sichtweite zu der kleinen Gemeinde, nahm niemand daran Anstoß, von wem dieses Haus mit seinem windschiefen Dach als Unterschlupf genutzt wurde. Obwohl die Felder sogar hier oben auf der Schwäbischen Alb reichlich mit wertvoller Muttererde bedeckt und fruchtbar waren, hatte sich der bäuerliche Betrieb in vierter Generation nicht mehr gelohnt. Die Agrarwirtschaft erforderte immer größere Anbauflächen, um rentabel zu sein. Irgendwann waren die Nachkommen des Mohringerhofs, wie man im Ort das Anwesen noch immer nannte, Richtung Stuttgart abgewandert. Erbstreitigkeiten

waren angeblich ursächlich dafür gewesen, dass sich keiner mehr aus der weitläufigen Verwandtschaft um die stark sanierungsbedürftige und deshalb wertlose Immobilie und die verpachteten Felder kümmerte. Jetzt aber hatte sich die Situation geändert. Ein junger Bürgermeister und ein neu gewähltes Gemeinderatsgremium waren von dem riesigen Areal begeistert. Man träumte von der Ansiedelung »sauberer Industrie«, natürlich aus der IT-Branche, und Hunderten von Arbeitsplätzen. Vor allem aber von sprudelnder Gewerbesteuer, mit der endlich Festhalle, Kindergarten und ein neues Feuerwehrmagazin gebaut werden könnten. Gerade deshalb hatten sich zwei Männer – der eine 40, der andere nicht mal halb so alt – im ersten Morgengrauen dieses Frühlingstags heimlich von Ulm her auf den Weg gemacht, bepackt mit Rucksäcken voller technischer Utensilien, die sie unbemerkt in der mit Spinnweben behangenen ersten Etage des Hauses in Stellung bringen wollten. Wo genau, das hatten sie in den vergangenen Tagen ausgekundschaftet. In der ehemaligen Küche, wo noch ein Holzbackofen stand und sich Schimmel im steinernen Spülbecken breitgemacht hatte, ließ sich der hölzerne Fensterflügel öffnen, ohne dass er aus dem Rahmen zu fallen drohte. Alte Nachttischchen und Truhen, die sich im Gebäude befanden, hatten die beiden Männer zu fenstersimshohen Sockeln aufgetürmt, von denen die Vorderseiten einiger technischer Geräte direkt ins Freie zeigten.

Als glücklichen Umstand empfanden sie es, dass die eigentliche Haustür hoffnungslos verklemmt und das Schloss zugerostet war. Hier konnte also niemand mehr

hereinkommen. Um jedoch sicherzustellen, dass auch andere Zugänge erschwert waren und sie zumindest eine Zeit lang ungestört in dem Gebäude sein konnten, hatten sie weitere Vorsorge getroffen: Die schwergängige verrostete Stalltür verrammelten sie von innen mit landwirtschaftlichen Geräten, die sie bei ihrer Erkundung entdeckt und hergerichtet hatten. Ebenso verfahren sie mit der Tür ins angrenzende Wohnhaus und mit zwei weiteren Türen, über die man ins Obergeschoss gelangte. Denn natürlich mussten sie damit rechnen, sofort nach Beginn ihrer geplanten Aktion gewaltsam aus dem Haus entfernt zu werden. Aber die Überwindung ausgelegter Hindernisse, die etwaigen Sicherheitskräften den Weg versperren, würde gewiss fünf Minuten Zeit in Anspruch nehmen. Hinzu kam der Überraschungseffekt, der die Verantwortlichen zunächst in eine Art Schockstarre versetzte.

2

Es war einer dieser Frühlingstage, an denen die eisige Kälte der vergangenen Nacht nicht weichen wollte. Die Sonne hatte zwar nach der winterlichen Dunkelheit wieder ein gutes Stück des Horizonts erobert, aber noch tat sie sich mit ihren wärmenden Strahlen schwer, die schlummernde Natur zu wecken. Das morgendliche Vogelkonzert kündigte jedoch eine neue Lebendigkeit an.

Ingrid Ritzler, die sich bereits in den 80er-Jahren als damals junges Mädchen der erwachenden Umweltschutzbewegung angeschlossen hatte, doch bald auf Distanz zu den militant erscheinenden Strömungen gegangen war, hatte das Gespür für die Geheimnisse der Natur, für »die Wunder der Schöpfung«, wie sie immer zu sagen pflegte, nie verloren. Auch nicht, als sie nach dem Abitur in Ermangelung einer konkreten beruflichen Vorstellung »auf Lehrberuf« studiert hatte. Eigentlich war es nie ihre Überzeugung gewesen, aber damals, so schien es, war dieses Studium im Trend gelegen. Heute, Jahrzehnte danach, war sie Gott dankbar, dass sie diesen beruflichen Irrweg bald hinter sich gelassen hatte. Der Stress war ins Uferlose ausgeartet, als sich auch noch die Trennung von ihrem Mann angebahnt hatte. Wenigstens gab es keine Kinder, die gewiss noch mehr darunter gelitten hätten. Wenn sie von ehemaligen Studienkolleginnen hörte, wie es inzwischen an den Schulen abging, wie wenig Respekt die Schüler vor den

Lehrern hatten, denen keinerlei Sanktionsmöglichkeiten zur Verfügung standen, dann war es wirklich ein Geschenk des Himmels gewesen, dass sie auf Journalismus umgesattelt hatte. Aber auch dieser Job war im Laufe der jüngsten Vergangenheit nicht mehr so, wie sie ihn einmal gelernt hatte. Mit der Digitalisierung und den Online-Diensten war eine verheerende Ära angebrochen, die nur noch eines kannte: die schnelle Story. Oft hatten nur die Marketingleute das Sagen.

Die Schuldigen dafür hatte Ingrid bei den jungen studierten Führungskräften geortet, die, vollgestopft mit abgehobener Theorie und eigenen Ideologien, den altgedienten Praktikern vormachen wollten, wie Journalismus funktionierte, dabei aber – wie sie es empfand – vor allem eines hatten: keine Ahnung. Eigenes Unvermögen wurde mit übersteigertem Selbstbewusstsein übertüncht. Alles Eigenschaften, die Ingrid Ritzler hasste wie die Pest. Anfangs noch war sie begeistert gewesen, nach den langen Jahren bei Tageszeitungen den Job bei dem neuen Nachrichtenmagazin *global* bekommen zu haben – und dies trotz ihres Alters von über 55. Der Verleger, der wohl ihrer Generation angehörte, hatte sich positiv darüber geäußert, auch »ältere Semester« ins Redaktionsteam aufnehmen zu wollen, um bei der Berichterstattung das Spektrum der Senioren abdecken zu können – aber dass sie in einen Haufen wild gewordener »Blattmacher« geraten würde, hätte sie sich nicht träumen lassen. Dies alles mochte nicht zu dem bodenständigen Verleger passen, der jedoch – aus einer traditionellen Zeitungsfamilie stammend – über ein großes Vermögen

verfügte und sich mit der Gründung von *global* einen Traum erfüllt hatte. Das war in heutiger Zeit und angesichts der unsicheren Situation in der Medienbranche sicher ein Abenteuer gewesen.

All dies lief wieder einmal vor ihrem geistigen Auge ab, als sie an diesem Frühlingstag im ziemlich naturbelassenen Garten ihres kleinen Einfamilienhäuschens saß, das ihr nach der Scheidung von ihrem Mann nach etlichen Gerichtsterminen zugesprochen worden war. Ein endlos erscheinender Streit um Geld und ein Erbe von ihrem Vater, das der Ex-Mann ihr streitig machen wollte, hatte sie zermürbt. Doch nun lebte sie in Ruhe und Zufriedenheit allein am Ortsrand eines der Stuttgarter Stadtteile, fernab des großstädtischen Getriebes.

Der Garten hinterm Haus war ein wahres Refugium für die Natur. Ein Teich mit kleinem Bachlauf, den eine Pumpe speiste, lockte zuhauf Vögel und anderes Kleingetier an. Es waren die ersten Kröten aufgetaucht, die auf wundersame Weise irgendwo im Verborgenen den Winter verbracht hatten und nun, bei zunehmender Wärme, zu ihrem Laichplatz zurückkehrten. Ingrid verfolgte mit Interesse, wie die kleineren Weibchen ihre Männchen huckepack daherschleppten, und wie schon nach wenigen Tagen der erste Laich im Wasser waberte. Klumpen- und Fadenlaich, je nach Art der Amphibien, die sich in Größe, Form und Farbe voneinander unterschieden. Und irgendwann würde sich in den milchig-schimmernden Ballen der Funke des Lebens entzünden. Durch wen und wodurch auch immer. Waren es geheimnisvolle chemische Reaktionen? Oder

etwas ganz anderes, das noch der Entdeckung harrte? Stundenlang konnte sie diesen Gedanken nachhängen.

»Ist doch fantastisch, wie die Natur alles regelt«, sagte sie, während sie, auf der kleinen Holzbank sitzend, die im Windschatten des Hauses stand und von der Sonne beschienen wurde, ihrem Kollegen Volker Brodbek eine Tasse Cappuccino reichte.

»Ein Wunder«, pflichtete ihr der Mann bei, der kaum älter war als sie und ebenfalls eine gescheiterte Ehe hinter sich hatte. Damit verband sie sowohl privat als auch, was berufliche Probleme anbelangte, das gleiche Schicksal. »Ich hätte nie gedacht«, meinte er und blinzelte beim Blick zum Teich gegen die Sonne, »dass ich einmal die Tage bis zum Ruhestand zählen würde.«

»Aber wahrscheinlich können wir gar nicht so schnell alt werden, wie uns die Regierung die Altersgrenze nach oben setzt«, gab sich Ingrid resignierend. »Dabei geht allen der Blick auf das wirklich Wichtige verloren. Ich habe den Eindruck, die Welt besteht nur noch aus dem gierigen Streben nach materiellen Gütern.«

Volker strich über seinen Dreitagebart und sah seine Kollegin durch dicke Brillengläser nachdenklich an: »Glaub mir, Ingrid, in nicht allzu ferner Zukunft fährt das ganze System an die Wand. Irgendwann schlägt das Universum zurück.« Er nahm einen Schluck Cappuccino und versank in Gedanken.

3

Ein großer Tag für Hintermoorbach. So jedenfalls hatte Bürgermeister Jens Felgner, ein umtriebiger Verwaltungsfachmann von gerade einmal 35 Jahren, den feierlichen ersten Spatenstich für das große Gewerbegebiet angekündigt. Auf einer »verlassenen landwirtschaftlichen Brache«, so stand es im örtlichen Amtsblatt zu lesen, werde »Platz für innovative Betriebe geschaffen, überwiegend aus der Elektronikbranche«. Die Euphorie, die aus jedem Satz herauszulesen war, ließ den Schluss zu, als werde mit *Microsoft, Apple, Tesla*, zumindest aber mit einem *Google*-Ableger gerechnet. Wurde Felgner jedoch von den Gegnern des Projekts nach konkreten Zusagen ansiedlungswilliger Unternehmen gefragt, gab er sich eher wortkarg. »Sobald wir erschlossenes Gelände anbieten können, stehen die Investoren Schlange«, prophezeite er vollmundig und genoss den Rückhalt seines Gemeinderatsgremiums, das seit der letzten Wahl überwiegend aus Bürgern bestand, die erst vor wenigen Jahren dank günstiger Bauplätze von auswärts hergezogen waren und so gut wie keinen Bezug zur Landwirtschaft hatten. Die Gemeinde war innerhalb kürzester Zeit von 800 auf 1.500 Einwohner gewachsen, weshalb sich die wenigen Landwirte, die noch nicht von der überbordenden EU-Bürokratie stranguliert worden waren, immer stärker in den Hintergrund gedrängt und von dem kommunalen Gremium nicht mehr ausreichend repräsentiert fühlten.

Selbst viele Einheimische, die der Landwirtschaft entrückt waren, hatten die geplante Gewerbeansiedlung unterstützt, hofften sie doch auf Arbeitsplätze, mit denen die jungen Leute am Ort gehalten werden könnten, weil ihnen dann eine berufliche Perspektive geboten würde. Doch es gab auch Widerstände. Plakate und Flugblätter waren aufgetaucht, auf denen beklagt wurde, dass der Bürgermeister und die Gemeinderäte fruchtbares Ackerland opfern und zubetonieren wollten. Jede Gemeinde, so gaben Kritiker zu bedenken, weise inzwischen Gewerbegebiete aus und zerstöre auf diese Weise landwirtschaftliche Anbaufläche und damit nicht nur die Natur, sondern auch die Lebensgrundlage der Menschen. Zu ihrem Sprecher hatten die Protestler einen freien Journalisten aus München gemacht, der als Kolumnist für verschiedene Magazine und Internet-Blogs längst weithin bekannt war und als gnadenloser Kämpfer gegen den unablässigen Landverbrauch galt. Dass er sich damit in einer Welt, die auf ständiges wirtschaftliches Wachstum pochte, jede Menge Feinde schuf, lag nicht zuletzt an seinem Namen, der ihn nicht gerade als Einheimischen auswies: Ismail Razmahal, knapp 40, bekam deshalb immer wieder Vorurteile zu spüren, die rassistisch geprägt schienen, auch wenn ihm nur unterschwellig vorgehalten wurde, sich in historisch gewachsene Strukturen einzumischen, von denen er keine Ahnung habe. Dabei war Razmahal in München aufgewachsen, hatte aber während seiner Jugendzeit häufig Kontakt nach Ulm. Als freier Journalist hatte er jahrelang im Nahen Osten gelebt, insbesondere in Ägypten und Israel, und

nicht nur politische, sondern auch globale ökologische Zusammenhänge verfolgt. In seine Kommentare und Artikel floss stets der Blick eines Journalisten ein, der weit über den Tellerrand hinausblickte und sich zum Ziel gesetzt hatte, den Menschen die Folgen ihres unablässigen Strebens »nach immer mehr« vor Augen zu halten. Mittlerweile wieder nach München zurückgekehrt, war er weiterhin für große Magazine und Agenturen tätig und gelegentlich sogar gern gesehener Gast in Talkshows. Allerdings wollte er die Konflikte zwischen Naturschutz und wirtschaftlichem Wachstum auch im Kleinen studieren. Deshalb hatte er spontan zugesagt, als junge Aktivisten aus dem kleinen Ort Hintermoorbach unweit von Ulm schüchtern bei ihm angefragt hatten, ob er sie im Kampf gegen ein riesiges Gewerbegebiet auf der Schwäbischen Alb unterstützen könne. Ein dortiger Aktivist hatte sich an eine flüchtige Begegnung mit Razmahal in der Jugendzeit erinnert. Und jetzt, da Razmahal ein einflussreicher Journalist war, erschien es von Vorteil, könnte man ihn auch einmal für eine Protestaktion in einer kleinen Gemeinde gewinnen. Razmahal sah darin eine reizvolle Aufgabe, zumal er nie zuvor in eine kleingliedrige Struktur auf dem Lande eingebunden war. So kam es, dass er jetzt hier in diesem windschiefen Bauernhaus stand und sich heimlich auf das vorbereitete, was er und die örtlichen Projektgegner trotz aller Anstrengungen nicht verhindern konnten: den ersten Spatenstich für das Gewerbegebiet. Zwei große Bagger standen vor einem gelb blühenden Rapsfeld bereit, um die idyllische Landschaft in eine Stein- und Betonwüste zu verwandeln. Noch waberte feiner

Morgennebel über den Feldern. Doch Millionen, wenn nicht sogar Milliarden an Kleingetier würden schon bald den natürlichen Lebensraum verlieren. Riesige Hallen würden entstehen – und das ersehnte Gewerbegebiet eines Tages, weil kein Investor mit 500 neuen Arbeitsplätzen anbiss, aus der Verzweiflung heraus mit den üblichen gigantischen Hochregallagern vollgestellt werden. Mit ein paar halbtags beschäftigten Gabelstaplerfahrern. Einer pro zehn Hektar Landverbrauch.

Es war an der Zeit, ein deutliches Zeichen zu setzen. Nicht nur in Artikeln oder Kommentaren, sondern auch in aller Öffentlichkeit. Allerdings war das, wofür er sich heute hergab, auch ein Freundschaftsdienst für seinen jungen Freund Jeremias, einen künftigen Ulmer Studenten, mit dem er oft über den Kampf der Hintermoorbacher diskutiert hatte. Sie beide waren vor einigen Monaten zusammengekommen, nachdem Jeremias auf der Suche nach einem kompetenten Journalisten gewesen war, der ihn und »seine Geschichte« – wie Jeremias es formulierte – ernst nahm und sie in einem aufrüttelnden Buch der Menschheit nahebringen sollte. Einfach war dies nicht gewesen, zumal Razmahal zunächst vermutet hatte, einen Aufschneider und Größenwahnsinnigen vor sich zu haben. Doch dieses Bild veränderte sich mit jeder Begegnung, die sie hatten. Razmahal hatte sich schließlich dazu durchgerungen, über Jeremias eine Biografie in Buchform zu schreiben. Doch die Suche nach einem Verlag, auch über sogenannte Literaturagenten, erbrachte keinen Erfolg. Viel zu verrückt, viel zu weit hergeholt, lauteten die ablehnenden Kommentare, und ein Verlag gab dem Autor

sogar zu bedenken, mit diesem Manuskript seinen guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Andere verwiesen ihn an einen Spezialverlag für Esoterik und Verschwörungstheorien. Razmahal war zwar frustriert, aber nicht bereit aufzugeben.

4

»Wenn Sie mich fragen - der Kerl ist verrückt«, erklärte der wortgewaltige Mann an der Frontseite des Konferenztisches und blickte in betretene Gesichter. Seine Kollegen schienen nicht alle derselben Meinung zu sein. Doch Chefredakteur Holger Holzwart, der so energisch dreinschaute, wie er es immer tat, wenn er keinen Widerspruch duldete, wollte gleich gar keine große Diskussion aufkommen lassen. »Denken Sie nur an die Hitler-Tagebücher - damals, 1983. Nein, meine Herrschaften ...«, seine Stimme erfüllte den ganzen Raum, »... was sich damals der *stern* geleistet hat, das wird uns nicht passieren. Niemals.« Es hörte sich so an, als kenne er das damalige Desaster um die gefälschten Hitlertagebücher aus eigener Anschauung. Dabei war er damals ein Kleinkind gewesen. Um das Gesagte zu bekräftigen, fügte er hinzu: »Die Psychiatrien sind voll mit solchen Typen, die mit derlei Storys angeben wollen.« Er deutete verächtlich auf ein mehrseitiges Manuskript, das als Computerausdruck vor ihm auf der weißen Tischplatte lag. »Was glauben Sie denn, was geschehen würde, wenn wir solchen Nonsens abdrucken würden?« Er sah einen Kollegen nach dem anderen an. »Ganz zu schweigen davon, dass der Verlag nie und nimmer 100.000 Euro dafür zahlen würde. Schon gar nicht in heutiger Zeit.«

Die Journalisten des Nachrichtenmagazins *global* kannten den energischen Chef gut genug, um zu wissen,

dass nun keinerlei Argumente Aussicht auf Erfolg haben würden. Meist wagten ihm, dem »jungen Holzkopf«, wie er hinter vorgehaltener Hand genannt wurde, nur Altgediente vorsichtig und diplomatisch zu widersprechen, wie dies jetzt Redakteurin Ingrid Ritzler tat, die zu den Journalisten »vom alten Schlag« zählte: »Natürlich klingt das alles sehr fantastisch und abenteuerlich – aber vielleicht ...«

»Quatsch, Frau Kollegin«, fuhr Holzwart dazwischen und streifte sich die viel zu lange und gelglänzende schwarze Mähne aus der Stirn. »Wir haben uns zum Ziel gesetzt, uns an Fakten zu halten. An nachvollziehbare Daten und Fakten – nicht an Hirngespinnste eines Verrückten.« Er winkte ab und schob das Papierbündel demonstrativ von sich weg.

Volker Brodbek, einer der anderen Kollegen, sah sich veranlasst, der Redakteurin beizuspringen. »Frau Ritzler meint ja nur, dass wir die Sache kritisch diskutieren sollten«, versuchte er zu vermitteln. Er bekam von der anderen Seite des Konferenztisches Schützenhilfe durch einen jungen Mann: »Wir müssten die Sache ja nicht unbedingt gleich als Sensation hochspielen, sondern vielleicht feuilletonistisch abhandeln oder es für *global-TV* irgendwie aufbereiten.«

Holzwart schnaubte: »Und dafür 100.000 abdrücken! 100.000 für ein buntes Geschichtchen im Feuilletonteil oder in unserem angesehenen TV-Magazin! Ich bitte Sie, meine Damen und Herren ...« Wenn er so förmlich wurde, war größte Vorsicht geboten. Dann drohte einer seiner gefürchteten cholerischen Anfälle, die er regelmäßig dann bekam, wenn er seine Autorität schwinden sah.

»Wer ist eigentlich der Autor? Müssen wir den irgendwoher kennen?«, fragte der junge Mann.

»Fragen Sie den Kollegen Brodbek«, kam es zurück. Holzwart nippte an der Tasse, deren Inhalt längst kalt geworden war.

Alle Augen richteten sich auf Brodbek, einen ergrauten Journalisten, dessen Haare dünn geworden waren und der ein bisschen wirkte, als sei er aus der Zeit gefallen. Er visierte die Kollegen durch dicke Brillengläser an. »Wie ich schon sagte«, erklärte er sachlich und emotionslos, »er nennt sich freier Journalist, hat jahrelang im Nahen Osten gelebt, insbesondere in Ägypten und Israel, und hat uns die Geschichte vorläufig exklusiv angeboten. Er heißt Ismail Razmahal und wohnt in München. Er hat wohl mehrfach Artikel für die *Süddeutsche* und den *Spiegel* geschrieben.« Brodbek verschränkte die Arme über seinem durchtrainierten Oberkörper und bemerkte, dass sich der Chef einem Schnellhefter mit anderen Themen zuwandte. »Bei der *Süddeutschen* habe ich nachgefragt - es stimmt. Den *Spiegel* hab ich natürlich nicht konsultiert. Die Konkurrenz schläft ja schließlich nicht.«

»Und was wird er tun, wenn wir ablehnen?«, wollte Kollegin Ritzler wissen.

Holzwart blaffte erneut dazwischen: »Wir haben abgelehnt«, stellte er lautstark fest und blätterte in anderen Akten.

Statt seiner antwortete Brodbek schulterzuckend: »Keine Ahnung. Vermutlich wird er's anderswo probieren.«

»Soll er«, gab der Chefredakteur bissig zurück, »und Sie sagen ihm das. Okay?«

Thema beendet.

5

Sie mussten noch einige Stunden ausharren. Als Glücksfall hatte es sich erwiesen, dass sie vor einigen Tagen in den völlig verstaubten Räumen ein paar alte Stühle entdeckt hatten, auf denen sie sich's einigermaßen gemütlich machen konnten, obwohl die Atmosphäre um sie herum nicht gerade dazu angetan war: Überall waberten im sanften Luftzug alte Gespinste, und der Fußboden war übersät mit unappetitlichen Hinterlassenschaften allerlei Kleingetiers.

Jeremias hatte belegte Brötchen mitgebracht, Ismail zwei Flaschen Mineralwasser. So saßen sie jetzt, nachdem ihre Geräte aufgebaut und die Funktion getestet war, am Fenster, das sie vorläufig geschlossen hielten, um bei keinem der illustren Gäste, die gegen 11 Uhr auftauchen würden, einen Argwohn zu wecken. »Die Vorhut kommt sicher schon um 9 Uhr«, schätzte Ismail, der als Journalist derlei Prozeduren aus der Frühzeit seiner beruflichen Karriere zur Genüge kannte: Vermutlich wurden Stehtische und ein kleiner Getränkeausschank aufgestellt, dazu einige Lautsprecher und ein Rednerpult samt Mikrofon. Drei Fahnenmasten deuteten darauf hin, dass bald die Flaggen von Gemeinde, Landkreis und Land im sanften Sommerwind flattern würden. Abseits des Baggers, der in der Vormittagssonne glänzte, war mit einer Reihe nagelneuer Spaten zu rechnen, mit denen die Prominenz symbolträchtig vor den Kameras ein paar Kubikzentimeter

bereits gelockerter Erde beiseite schaufeln würde. »Ein fürchterliches Kasperltheater«, meinte Ismail und erklärte seinem jungen Freund, was gemeint war: »Vermutlich haben die meisten, die nachher den Spatenstich vornehmen, noch nie im Leben ein solches Handwerkszeug in ihren feinen Bürohänden gehabt.« Er grinste. »Und auch die blitzblanken Spaten werden von der Tiefbaufirma nur für solche Zwecke eingesetzt.«

»Du hast gesagt, so ein Zirkus werde bei Großprojekten immer gemacht«, rief Jeremias die Schilderungen seines Freundes aus früheren Gesprächen in Erinnerung.

»Ja. Zur Selbstinszenierung von Großkopferten, die zeigen wollen, welch sensationellen Beitrag sie für die Realisierung geleistet haben.«

»Aber in Wirklichkeit ist es doch nur der Triumph über die Kritiker, oder sehe ich das falsch?«

»Siehst du nicht, Jeremias.« Ismail hob den Kopf, um vorsichtig das vor ihnen liegende Gelände zu überblicken. Über den Zufahrtsweg näherte sich ein Auto.

»Überall, wo ich bisher war«, überlegte Jeremias, »greift der Mensch radikal in die unberührte Landschaft ein. Allein schon, wenn ich diese riesigen Baumaschinen sehe, wird mir schwindlig. Ich habe gelesen, dass in Deutschland jeden Tag eine Fläche von 79 Fußballfeldern zubetoniert oder asphaltiert wird.«

»Weißt du«, erwiderte Ismail und behielt das Fahrzeug im Auge, das eine Staubwolke hinter sich herzog, »überall haben Menschen das Sagen, die nie begriffen haben, wie sensibel das Gefüge in der Natur ist. Wir haben drüber gesprochen, wie eine Pflanzen- und Tierart nach der

anderen ausstirbt. Alle wissen es, alle diskutieren drüber – öffentlich im Fernsehen und sonst wo –, aber keiner tut was. Da kann ein Idiot in Brasilien den Regenwald niedermetzeln – und niemand schafft es, ihn daran zu hindern, obwohl der Regenwald nicht ihm gehört, sondern der ganzen Menschheit. Um Ölfelder zu erschließen, werden ganze Landstriche oder Meeresflächen zerstört. Warum wird da nicht eingegriffen, um die Menschheit zu ändern?« Es klang vorwurfsvoll.

Jeremias lächelte milde und überlegen. »Es wird eingegriffen, lieber Ismail. Du musst dich in Geduld üben. Wenn etwas ewig besteht, darfst du nicht mit menschlichen Zeitvorstellungen an etwas herangehen. Die Schöpfung ist ein in sich stabiles System. Und was glaubst du, was passiert, wenn man so etwas durcheinanderbringt?«

Ismail nickte. Er kannte Jeremias' Argumentation längst. Alles davon war in die Biografie eingeflossen, die er über ihn geschrieben hatte. Eigentlich war vieles, was Jeremias sagte, hinlänglich bekannt. Vielleicht war dies der Grund, dass schon so viele Verlage abgewunken hatten. Ismail war aber davon überzeugt, dass die Menschheit auf Jeremias vielleicht mehr hören würde als auf die vielen kritischen Stimmen, denen man oftmals parteipolitische Ambitionen nachsagte.

»Die Ewigkeit hat Zeit«, pflegte Jeremias oft zu sagen. »Ein stabiles System kann die eine oder andere Attacke verkraften und auch den Ausfall einiger nebensächlich erscheinender Teile. Du kannst das mit einer großen komplexen Maschine vergleichen. An ihr kannst du vieles am Design ändern – die Schalter, Hebel und Knöpfe, die

Monitore und auch die Farbe -, aber irgendwann kommt der Moment, wo du ein Teil wegnimmst, das den ganzen Apparat zum Stillstand bringt. Das nennt man, glaub ich, den Kipppunkt.« Ismail wusste, dass dies einer der Lieblingsvergleiche seines Freundes war. »Wenn der Kipppunkt erreicht ist«, fuhr Jeremias fort, »geht alles ganz schnell.« Er lächelte wieder, doch es wirkte gekünstelt. »Schnell natürlich vor dem Hintergrund der Ewigkeit, wenn du verstehst, was ich meine.«

Ismail wusste, wie Jeremias es sah: Wenn sich die Schöpfung wehrte, spielten Jahrtausende keine Rolle. Und der Mensch schon gar nicht.

Jetzt aber hatte das Auto zwischen den gelb blühenden Rapsfeldern den grellgelben Bagger erreicht.

6

»Die Jungs halten ihn für ein kleines Licht«, stellte der korpulente Mann an der Stirnseite eines ovalen Besprechungstisches fest und blickte in ein halbes Dutzend ratlose Gesichter. »Ein unbedeutend kleines Licht«, wiederholte er, um seine Einschätzung zu bekräftigen. »Ein Wichtigtuer. Höchstwahrscheinlich sogar ein Irrer, ein Psychopath.« Der Mann hatte einen Aktenordner vor sich liegen, der mindestens 100 Seiten enthielt.

»Und das war unseren Jungs so viel Aufwand wert?«, wandte einer in der Runde ein und räusperte sich. »Um dies festzustellen, hat man so lange gebraucht?«

»Vergessen Sie nicht, woher der Hinweis kam«, entgegnete ihm der Korpulente an der Stirnseite und sah ihn finster an. »Gewisse Kreise nehmen die Angelegenheit sehr ernst. Äußerst ernst, um genau zu sein.«

»Wenn ich diese Protokolle richtig deute, Herr Nübling, dann hat er jedenfalls nichts mit der Nachfolge-Organisation der früheren Al-Kaida zu tun«, erklärte einer der jüngeren Konferenzteilnehmer.

»Sie deuten dies richtig«, bestätigte Karl-Heinz Nübling, der mit seinem Dienstgrad als Verfassungsschutzrat Chef dieser Abteilung war, die sich mit Observationen befasste. »Aktiv jedenfalls ist er keiner uns bekannten Gruppe zuzuordnen.«

»Keiner uns bekannten Gruppe«, echote ein anderer zweifelnd. »Das heißt doch nur, dass wir eigentlich nichts

wissen. Nicht mal seine Herkunft lässt sich aufklären.«

Nübling kratzte sich verlegen an der Schläfe. »Ein US-Amerikaner, vermutlich in New York geboren – mit hoher Wahrscheinlichkeit kurz vor dem 11. September 2001. Oder vielleicht sogar an diesem Tag.«

»Vermutlich, vermutlich, vermutlich«, wagte der Angesprochene einen heftigen Einwand. »Das heißt doch nur, dass wir praktisch gar nichts wissen.«

Der Vorsitzende runzelte die Stirn. »Jedenfalls, dass er um die 17 Jahre alt sein dürfte, daran haben unsere Experten keine großen Zweifel.«

»Aber die Eltern ...«, meldete sich ein anderer Konferenzteilnehmer vorsichtig zu Wort, »... sie müssten doch wissen ...?«

»Natürlich«, meinte Nübling leicht gereizt und wischte sich Schweißperlen von der Stirn, »lesen Sie doch den Bericht hier. Wohnhaft in Dachau bei München, sind 2002, also vor inzwischen 17 Jahren, in die Bundesrepublik gekommen. Der Vater ist ein deutschstämmiger US-Amerikaner, die Mutter kommt aus dem Irak und hat in den 90er-Jahren in den USA Asyl erhalten.«

»Was ich vermissee«, so der Einwand der einzigen Dame am Tisch, »das sind Einzelheiten darüber, weshalb die Familie nach Deutschland gekommen ist.«

Der Vorsitzende, dessen Oberkörper das dunkle Jackett zu sprengen drohte, griff zu dem Schnellhefter und ließ die vielen hundert Blätter zwischen Daumen und Zeigefinger vorbeigleiten, als wolle er damit zeigen, welche Fülle an Informationen gesammelt worden war. »Sie müssen sich nur die Mühe machen, den Bericht genau zu lesen«, gab er

entnervt zurück. »Der Mann hat in München einen Job in der Computerbranche gekriegt- und seine Ehefrau arbeitet wissenschaftlich an der Universität Ulm. Sie ist Physikerin. Quantenphysik, um genau zu sein.« Er blickte mit süffisantem Lächeln in die Runde und fügte hinzu: »Ich weiß nicht, ob einer der Herrschaften etwas davon versteht. Die Forschung in diese Richtung hat in den vergangenen zehn Jahren große Fortschritte gemacht und das konservative Weltbild der Physik radikal verändert.«
Betretenes Schweigen.

»Dieser Jeremias«, hakte schließlich die Frau nach, »ist aber das einzige Kind des Ehepaars?«

»Ja«, bestätigte Nübling, der die Diskussion beenden und eine Entscheidung herbeiführen wollte. »Aber wie Sie dem Bericht entnehmen können, ist er adoptiert. Ein Findelkind aus den Wirren des Anschlags vom 11. September auf diese Türme.« Er blickte wieder in die Runde. »Ich weiß nicht, ob jemand von Ihnen das Vergnügen hatte, dieses World Trade Center besucht zu haben. Ich jedenfalls«, sein Gesicht nahm einen zufriedenen Ausdruck an, »ich jedenfalls war 1997 oben.«

Die Zuhörer nickten interessiert und mussten daran denken, dass auf »Ground Zero«, wie man die hässliche Lücke in New Yorks Wolkenkratzer-Landschaft bezeichnete, inzwischen ein gewaltiger Hochhauskomplex entstanden war. Architektonisch anspruchsvoller, als die beiden zerstörten Türme es gewesen waren.

»Sie sagten Ulm«, durchbrach die einzige Frau die aufgekommene Stille und verdeutlichte: »Ulm, wo die Mutter an der Universität arbeitet. Irgendwie ist mir in